

Nadija Berikowa, geb. Barabasch (Jg. 1925): Opfer der Briefzensur



Die zarte alte Dame aus Horodyschtsche hat ein erstaunliches Gedächtnis und einen regen Geist. Im Vergleich zu anderen ging es ihr auf einem Bauernhof in Sulz gut, aber als sie krank wurde, schrieb sie einen verzweifelten Brief nach Hause: „*Liebe Mutter, wie lange soll ich mich noch in dieser verfluchten Sklaverei quälen?*“ Der Brief fiel in der Zensurstelle auf. Nadija wurde zur Gestapo nach Bregenz gebracht, brutal zusammengeschlagen und anschließend in das Straflager in Jenbach eingeliefert. Es reut sie, dass sie in die Ukraine zurückgekehrt ist. Weil sie in Österreich gewesen war, durfte die ehemalige Musterschülerin und Redakteurin der Schulzeitung nicht studieren und musste viele Jahre lang in einer Kolchose die niedrigsten Arbeiten verrichten. Nadija Berikowa wurde von Margarethe Ruff im Juli 2007 interviewt. Sie ist zu diesem Zeitpunkt 82 Jahre alt, schaut aber viel jünger aus. Ihre Augen funkeln und man merkt, dass sie ihre Geschichte gerne erzählt und Einzelheiten im Gedächtnis behalten hat wie sonst kaum jemand. Sie erinnert sich:

„Am 22. Juni 1941, um vier Uhr morgens haben die Deutschen Kiew bombardiert. Ein Jahr später, im Mai 1942 kamen zwei deutsche und zwei hiesige Polizisten in unsere Straße in Horodyschtsche [südlich von Kiew]. Sie suchten Leute für die Arbeit nach Deutschland. Ich hatte kurz vor Kriegsbeginn die Schule abgeschlossen, mein Vater arbeitete in einem Ziegelwerk, die Mutter als Werklehrerin. Ich war die mittlere von fünf Schwestern, der Bruder leistete seinen Militärdienst. Die Schwester wollten sie auch, aber sie war an einem anderen Ort und ist geflohen. Sie haben auf sie geschossen, aber sie konnte dennoch flüchten. Ich war 16 Jahre alt, allein im Hause und sie haben mich einfach mitgenommen, weil noch zwei leere Waggons am Bahnhof standen und sie mehr Leute brauchten. Mit anderen Mädchen zusam-

men brachte man mich direkt zum Bahnhof, der Güterzug stand dort und ich habe gesehen, dass sie die Türen der anderen Waggons schon zugemacht hatten. Mein Vater erfuhr gerade noch rechtzeitig davon und konnte sich durch einen Spalt in der Waggontür von mir verabschieden, meine Mutter schaffte den langen Weg zum Bahnhof nicht mehr rechtzeitig.

Wir waren zwei Wochen unterwegs. Sie haben uns Brot in den Waggon geworfen, es war hart wie Beton. Manchmal hielten wir irgendwo in der Steppe und dann mussten wir ganz schnell auf die Toilette, wer nicht schnell genug war, wurde geschlagen. Ganz oben am Waggon waren winzige Fenster, wir stiegen einander auf die Schultern, um ein bisschen hinauszuschauen. In Polen haben wir zum ersten Mal gehalten, wir wurden geduscht und entlaust. Am nächsten Tag ging es weiter, der Zug hielt erst wieder in Melk [Österreich]. Die Fahrt ging dann in einem Personenzug weiter. Ich hatte Angst vor den hohen Bergen und hoffte, dass wir da ausgeladen werden, wo die Berge nicht so hoch sind. Immer wieder mussten einige der Unsrigen aussteigen. Unser Waggon war der letzte. Mit mir, meinen Freundinnen Marija und Wera wurden etwa 20 Mädchen nach Sulz ins Armenhaus gebracht. Die Nonnen kamen uns entgegen und gaben uns Bratkartoffeln, Brot und ein bisschen Kaffee – und Matratzen zum Übernachten. Am nächsten Morgen suchten sich die Bauern eine Arbeitskraft aus. Sie fragten, ob man mähen kann und schauten sich die Hände an. Eine große starke Frau war die Erste, die abgeholt wurde. Ich weinte, weil unsere Gruppe immer kleiner wurde und ich unter den Kleinsten war, die keiner haben wollte. Wir glaubten, wenn uns keiner braucht, dass sie uns dann töten.“

Nadija und Marija wurden schließlich gemeinsam von einem Bauern abgeholt. Nach drei Tagen wurde ihnen durch einen Dolmetscher mitgeteilt, eine der beiden Freundinnen müsse an eine andere Arbeitsstelle ganz in der Nähe wechseln. Nadija kam dann zu Josef Baur, Landwirt und Altbürgermeister (Bürgermeister in Sulz von 1930-1936). Seine Söhne waren im Krieg. Nadija berichtet:

„Der Bauer hat richtig solide ausgesehen, mit Schnurrbart. Er hieß Josef, die Bäuerin Paulina, die Söhne Josef, Alfred, Willi und Tochter Rosa. Ich habe zu weinen begonnen, weil ich nichts von dem verstanden habe, was die Bäuerin zu mir gesagt hat und weil ich schon seit Tagen solche Bauchschmerzen hatte. Da hat mir die Rosa einen Kamillentee gemacht. Gleich nach der Ankunft kam ein Polizist und sagte, wir dürften nicht weiter weggehen als zwei Kilometer, wir sollten eifrig arbeiten, nichts kaputtmachen, gehorchen, sonst kämen wir in ein KZ. Wohin hätten wir denn gehen können, es gab gar keine Zeit dafür.

Um 5.30 Uhr musste ich aufstehen, die Kühe betreuen, auf den Acker gehen, beim Heuen helfen. Gegessen haben wir aber gemeinsam, die Rosa hat gekocht. Die Arbeit war schwer, aber ich habe mich daran gewöhnt. Ich habe hart gearbeitet, weil ich arbeiten musste, ich war die

Sklavin da. Ich konnte nicht sagen, es ist zu schwer oder das kann ich nicht. Nein, ich musste alles machen. Ich war aber froh, dass ich arbeiten konnte, dass mich keiner schlägt.

Ich war eine ‚Fremde‘, eine Ausländerin für sie, aber ich habe auch gemerkt, dass sie es gut mit mir meinten. Die Rosa, die Tochter des Bauern, hat einen Buben bekommen, den habe ich wirklich gern gehabt, ihn oft ins Bett gebracht und überallhin mitgenommen. Ich durfte mit dem Kind spielen und manchmal mit dem Bauern scherzen, das machte es ein bisschen leichter für mich. Mit der Rosa habe ich mich angefreundet, sie hat geweint, als ich nach Hause fuhr.

In der Kirche war ich nur zweimal, dann durfte ich nicht mehr hin und bin bei den Kühen geblieben. Ich habe manchmal Kleidung geschenkt bekommen, da musste ich dann dieses ‚Ostarbeiter‘-Zeichen annähen. Ich bin nie ohne dieses Zeichen ausgegangen, der Bauer hätte sonst 5 RM Strafe zahlen müssen.

In der Sennerei trafen wir uns manchmal und konnten über unsere Ängste sprechen. Zuerst haben wir geglaubt, dass wir mit diesem Zeichen gezeichnet werden als diejenigen, die umgebracht werden. Wir durften mit den österreichischen Menschen nicht verkehren, sie nur grüßen und nichts anderes. Nicht von selber ansprechen oder anlächeln, das war nicht erlaubt! Wir haben uns als Gefangene gefühlt, als Niemand. Wenn uns jemand begrüßt hat, nur ‚Guten Tag‘ gesagt hat, dann war es für uns etwas leichter, dann merkten wir, dass sie uns auch für Menschen halten und verstehen.

Der Bauer hatte so ein Radio, er machte die Vorhänge zu und hörte die neutrale Schweiz. Er hat genau gewusst, wo die Frontlinie ist. Ich habe oft geweint, weil die Berge so hoch sind und die Mutter so weit weg ist. Nur ein einziges Mal habe ich von ihr einen Brief erhalten. Ein Soldat hat bei meiner Mutter übernachtet und hat seinen und den Brief meiner Mutter gemeinsam an seine Frau gesandt und die hat ihn an meine Bauern weitergegeben.“

Von verbotenem Radiohören des Arbeitgebers und von hilfsbereiten österreichischen Soldaten, die Briefe an Zwangsarbeiter zusammen mit ihren eigenen versandt hätten, berichteten mehrere Befragte. Die Interviews mit Nadija Berikowa und anderen zeigen, dass die Lebensverhältnisse „annehmbar“ sein konnten, für einzelne privat Untergebrachte sogar recht gut. Trotzdem darf man die grundsätzliche Unmenschlichkeit dieses Systems nicht vergessen. Alle Zwangsarbeiter mussten mit der täglichen Bedrohung leben, dass jede Art von Regelverstoß sofort der Gestapo gemeldet werden konnte. Bei Nadija, die fleißig arbeitete und sich bemühte, gegen keines der vielen von den Nationalsozialisten aufgestellten Verbote zu verstoßen, reichte ein einziger verzweifelter Brief an die Mutter mit kummervollen, kritischen Bemerkungen aus, um die Verfolgungsmaschinerie in Gang zu setzen. Sie erzählt:

„Ich war immer fleißig, aber dann habe ich einen Fehler gemacht. Das war im Spätherbst 1944, ich arbeitete irgendwo mit dem Heu, weit weg vom Haus und es war sehr kalt. Die

Bäuerin gab mir Schuhe für die Arbeit, in denen ich nicht so richtig laufen konnte. Ich ging mit der Schwester der Bäuerin, mit der ich mich gut verstand, zu Fuß nach Hause, die anderen sind alle gefahren. Ich lief mir einen meiner Füße wund und zog mir deswegen beim langen Fußweg den Schuh aus. Ich bekam Fieber, fühlte mich miserabel und schrieb einen jammervollen Brief nach Hause: ‚Meine liebe Mutter, wie lange soll ich mich in dieser verfluchten Sklaverei quälen. Ich will dich sehen.‘ Was ich sonst noch geschrieben habe, weiß ich nicht mehr, aber es war bestimmt nichts Schlimmes.

Im Februar 1945 kam ein Polizist zu uns und die Bäuerin rief mich in die Küche. Der Polizist wollte mein Schlafzimmer und alle meine Briefe sehen. Ich hatte so ein Tagebuch, jeden Abend habe ich da kleine Notizen gemacht, an welchem Tag ich was gemacht habe. Der Polizist nahm mir alles weg und sagte zu mir: ‚Du bist unter Arrest. Ich bringe dich um ein Uhr mit dem Zug nach Bregenz, bleib im Haus und versuche nicht zu fliehen.‘ Der Polizist brachte mich mit dem Zug nach Bregenz ins Gefängnis. Dort nahmen sie mir den Mantel und die Ohrringe ab, fotografierten mich und steckten mich in eine Kammer, zu einer Frau aus Kiew, einer aus Schaschkiw und zwei deutsch sprechenden Frauen. Diese Frauen waren beim Versuch, mit ihren Männern in die Schweiz zu flüchten, verhaftet worden. Auf eine wurde sogar geschossen, sie hatte eine Wunde an der Schulter. Die Frauen haben mich beruhigt und gesagt, ich soll nicht weinen, die Russen seien kurz vor Wien, und ich hätte kein schweres Verbrechen begangen.

Mittags kamen zwei Polizisten und sagten mir, ich soll alles mitnehmen, was ich habe. Sie brachten mich nach oben, ich glaube, in den dritten Stock. ... Ich musste nicht viel sagen, weil dieser Kommissar wollte gar nicht lange zuhören. Er schrie mich an: ‚Du russisches Schwein, sag, was du gemacht hast.‘ Da bin ich hingekniet und habe gesagt, dass ich einen Fehler begangen habe, dass ich Fieber hatte und dass ich in diesem Zustand den Brief geschrieben habe. Das Wichtigste war aber, dass mein Arbeitgeber und der Polizist, der neben uns wohnte, für mich Empfehlungen geschrieben hatten, dass ich so fleißig sei und nichts Schlimmes gemacht hätte.

Es gab dort im Gefängnis einen Tisch, wo man geschlagen wird. Ich war in einer Bluse, musste aber alles ausziehen. Ich weiß nicht, was sie alles mit mir getan haben, ich hatte so starke Schmerzen, ich dachte, vielleicht schlagen sie mich noch einmal und jetzt kommt mein Herz raus. Und wenn man da geschlagen wird, da spürt man nur die ersten Schläge, alles andere spürt man nicht mehr richtig. Ich weiß nicht, wie lange sie mich geschlagen haben, ich konnte nicht mehr selber aufstehen, die haben mich von diesem Tisch gehoben. Ich weiß aber, dass einige Frauen so geschlagen wurden, dass sie hinausgetragen werden mussten. Ich konnte alleine hinausgehen, ich wurde nicht getragen.

Ich verbrachte vier schreckliche Tage im Keller. Ich hatte nur leichte Schuhe an und sie haben kaltes Wasser in den Keller gelassen. Ich konnte mich da nicht setzen und nicht hinlegen. Ich habe mir die Haare ausgerissen und habe geschrien und der Polizist hat immer hereingeschaut zu mir und ist weitergegangen. Vier Tage lang. Wenn das Wasser wegging, kamen die Ratten. Ich hatte diese kaputten, nassen Schuhe, und ich habe damit auf den Fußboden geklopft, damit die Ratten ein wenig zurückscheuten. Es war so ein kleines Fensterchen ganz oben. Da habe ich beim Sonnenlicht gesehen, dass an den Wänden Blutspuren waren, und gedacht, dass sie mich auch hier umbringen werden. Nach vier Tagen haben sie die Tür aufgemacht und mich herausgelassen. Sie haben mich in die Kammer zurückgebracht, wo diese Österreicherinnen waren. Die Frauen haben mich in ihre Mitte gelegt und gewärmt, weil ich so stark gezittert habe.

Ich war einen Monat in diesem Gefängnis. Eines Tages habe ich um zwölf Uhr die Glocken gehört und dann Schritte in Richtung meiner Kammer. Ich habe geglaubt, jetzt ist der letzte Moment meines Lebens, jetzt holen sie mich, jetzt werde ich gehängt. Im langen Flur warteten die verhafteten Flüchtlinge, sie stellten mich und eine etwas ältere Frau dazu. Dann sind wir rausgegangen und sie haben gesagt, wer einen Schritt nach vorne oder zur Seite tut, wird erschossen. Wir haben nicht gefragt, wohin wir gebracht werden, sie hätten sowieso nicht geantwortet. Sie brachten uns ins Bahnhofsgebäude und wir stiegen in einen Zug ein. So sind wir nach Innsbruck gekommen – mitten im Bombenhagel. Man brachte uns zur Gestapo und steckte uns Frauen in eine Kammer. Da waren Bretter zum Sitzen, liegen konnte man nicht und wieder gab es viele Ratten. Am zweiten Tag mussten wir in ein Verhörzimmer. Es gab gleich wieder einen Bombenalarm und sie haben uns zurück in die Kammer gebracht. Sie sind wohl alle in die Bunker geflohen, denn wir sind vier Tage in der Kammer gesessen, keiner hat nach uns gefragt, keiner hat Essen gebracht. Wir hatten überhaupt keine Kraft mehr.

Endlich erschien ein Zivilist mit einer Aktentasche, der ein bisschen Russisch konnte, und sagte: ‚Wir fahren mit dem Zug in ein Lager.‘ Ich habe gebettelt, ‚Lassen Sie mich bitte frei, der Krieg ist bald zu Ende, ich will nach Hause.‘ Er hat nur kurz gelacht und gesagt: ‚Du kommst in ein Straflager.‘ Spät am Abend sind wir dann im stacheldrahtumzäunten Straflager in Jenbach angekommen. ...

Ich fand es dort unmenschlich schwer und weinte oft. Um fünf Uhr früh sind wir aufgestanden und um fünf Uhr nachmittags war Zapfenstreich. Wir haben als Frühstück ein Stückchen Brot bekommen und ein bisschen Kaffee ohne Zucker. Sonst gab es fast nur Steckerüben zu essen. Ich war so hungrig, dass mir oft schwindlig und schwarz vor den Augen wurde. Wir mussten Schotter beschaffen für die Instandsetzung des Eisenbahndammes nach Bombenangriffen oder für den Bunkerbau. Da waren auch die Kriegsgefangenen aus der Sowjetunion und aus Italien. So habe ich zwei Monate lang geschuftet. Wer nicht schnell genug

arbeitete, wurde geschlagen. Ich hatte aber mehr Angst vor der Wächterin als vor dem alten Polizisten, der uns bewachte ...

Dann waren meine Schuhe kaputt. Natürlich hat mir keiner neue Schuhe gegeben. Im März lag noch Schnee – und ich musste barfuß auf diesem Schnee laufen. Meine Beine waren angeschwollen und wund. Als wir da gebaut haben, mussten wir bei jedem Bombenalarm zuerst warten, bis sich die Zivilleute im Tunnel versteckt hatten, und erst dann durften wir hineingehen. Ich konnte mit niemandem offen reden, auch nicht mit den Unsrigen, weil man nie vor Denunzianten sicher war. Jeder Kontakt zur Außenwelt wurde schwer bestraft.

In diesem Lager da hat man uns einmal in eine Linie gestellt und wir mussten zusehen, wie ein Bursche gehängt wurde. Ich habe gezittert, dass ich auch gehängt werde, denn keiner wusste, was passieren würde. Wir sind da gestanden und dann haben sie einen jungen Mann gebracht. Ich weiß, dass er Mykola hieß. Er war total zusammengeschlagen worden und seine Kleidung zerrissen. Er musste auf eine Kiste draufstehen und wurde gehängt. Ich habe den Kopf gebeugt und meine Hände vor die Augen gehalten, weil ich nicht zuschauen konnte. Der Wachmann schlug mir auf den Kopf und befahl mir, den Kopf zu heben und zuzuschauen. Dann mussten wir weiter zur Arbeit gehen. Als ich das alles gesehen habe, habe ich gedacht, hier werde ich auch sterben. Aber ich überlebte. Kurz vor Kriegsende kam mein Arbeitgeber, um mich zurückzuholen, ich konnte es kaum glauben.“

Auf Bitten des Arbeitgebers Josef Baur durfte sein Sohn Wilhelm Nadija ein paar Tage vor Kriegsende aus dem Straflager abholen. ...

Über ihre Rückkehr in die Heimat und die Zeit danach fand die ehemalige „Ostarbeiterin“ bittere Worte. Sie hatte von den Gerüchten gehört, dass die Heimkehrer Repressionen zu erwarten hätten und wollte eigentlich nicht zurückfahren, hatte aber nach den schrecklichen Erfahrungen im Straflager nicht den Mut zurückzubleiben ...

„... Als wir dann im Zug über Budapest Richtung Ukraine fahren, da spürten wir schon, dass uns die Soldaten hassten, weil wir für die Deutschen gearbeitet hatten. Wir waren irgendwie wieder niemand, vom eigenen Volk gehasst! Als wir zu den Russen kamen, kriegten wir nur noch ein Glas Erbsensuppe mit Brot und dann fast eine Woche lang gar nichts mehr. Wir fahren mit dem Zug und fragten uns, was passiert jetzt, weil die Waggons wieder versperrt waren. ... Nach einer langen Fahrt sind wir total hungrig und erschöpft am Morgen in Myroniwka angekommen, etwa 60 Kilometer von meinem Heimatdorf entfernt. Der Zug ist dort stehen geblieben. Wir vier Mädchen, Wera, ich und zwei Mädchen aus Mliw, sind dann in einen Transportzug mit Soldaten eingestiegen, weil wir schrecklich hungrig waren und dachten, so kommen wir schneller nach Hause. Das war ein Fehler, denn wir haben bald bemerkt, dass uns diese Männer, vor allem die jüngeren, etwas antun wollten, uns vergewaltigen wollten, und haben uns sehr gefürchtet. Der Zug hielt einmal in Korsun und dann nicht mehr. Ich sah,

dass wir an unserem Haus in Horodyschtsche vorbeifuhren, aber der Zug fuhr zu schnell, abspringen konnten wir nicht. Dann habe ich in meiner Verzweiflung die Notbremse gezogen und der Zug hat gehalten. Wera ist hinausgesprungen und gestürzt, ich habe unsere Koffer hinausgeworfen und wir sind alle gesprungen. Es hat wirklich weh getan auf dem harten Boden, aber wir haben uns umarmt und geweint.

Es war der 19. August und wir waren fast drei Monate unterwegs gewesen. Irgendwie hat meine Mutter erfahren, dass wir am Bahnhof sind. Wera und ich machten uns auf den Weg nach Hause, aber wir waren völlig erschöpft, wir hatten tagelang nichts gegessen und wenig geschlafen. Und dann sehe ich sie. Meine Mutter winkt mit den Händen und ruft mir etwas zu. Ich habe meinen Koffer hingeworfen, bin zu ihr gerannt und wir haben uns umarmt.

Bei der Ankunft zu Hause wurden wir gefragt, ob wir freiwillig nach Deutschland gefahren seien. Mir wurden alle Papiere, alles, was ich mitgebracht hatte, weggenommen. Ich wollte bei der Behörde neue Papiere holen, damit ich in der Schule weiter lernen konnte. Ich war eine Musterschülerin gewesen und wollte so gerne Medizin studieren. Da schrie mich die Frau, sie war in der Partei und arbeitete dort, an: ‚Ihr habt für die Deutschen gearbeitet und wollt jetzt noch lernen. Das geht nicht!‘ Ich habe geweint und gesagt: ‚In Österreich waren wir Untermenschen und jetzt sind wir das wieder.‘ Ich habe viele Nadelstiche erlitten, durfte nichts über die Zeit in Österreich erzählen, die Behörden verachteten uns, beschimpften uns als Schmarotzer. Ich erhielt nur die niedrigsten Arbeiten, musste Waggons beladen, später habe ich in Kolchosen gearbeitet, die Kühe gemolken. Es war harte Arbeit und ich konnte nicht weg, weil sie mir keinen Ausweis gaben. Schmutz, Elend und Leid trieben mich bis zum Äußersten, ich wollte mich erhängen. ...

Mein Mann ist auch in Deutschland gewesen, wir haben 1950 geheiratet. Er ist früh verstorben. Mein erster Sohn, geboren 1951, ist mit eineinhalb Monaten gestorben, weil ich in der Schwangerschaft zu schwer arbeiten musste, die Tochter Tanja ist 1952 geboren. Als ich im Gefängnis war, in diesem Keller, da dachte ich wirklich, das ist jetzt mein Ende. Aber ich habe das alles überlebt. ...

Gekürzte Fassung aus: Margarethe Ruff: *Minderjährige Gefangene des Faschismus. Lebensgeschichten polnischer und ukrainischer Zwangsarbeiter/innen in Vorarlberg*. Unter Mitarbeit von Werner Bundschuh. StudienVerlag, Innsbruck 2014, S. 55-67.